

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

10]

Roman von C. Wiebig.

In der schwülen Luft des Bureaus that das wohl. Vor dem Auge lag mit einem Mal blühende Heide; ein Vogel stieg kerzengerade aus dem Kraut, schmetternd, immer höher hinauf in den sonnigen Aether.

Der Verleger sah sie wohlwollend an. „Sie haben Talent, Fräulein, viel Talent und eine glückliche Charakterveranlagung. Heutzutage sind die Talente Treibhauspflanzen, üppig im Blattwerk, aber schwach von Wurzel. Sie sind gesund!“

„Ja, das bin ich!“ Sie lachte wieder und zeigte die weißen Zähne hinter den frischen Lippen. Wie ein Schauer glücklicher Sorglosigkeit rieselte das Lachen nieder; es fiel erquickend auf die Seele wie Regen auf verstaubtes Land.

Ihre Wangen leuchteten in freudigem Rot. „Und glauben Sie wirklich, glauben Sie, daß ich etwas werden kann?“ Sie beugte sich zu ihm und suchte vertrauensvoll seinen Blick. „Etwas Großes leisten?“ Als hinge Ihre Seligkeit von seinem Urteil ab, so sah sie ihn an.

„Sie sind noch jung genug, Sie haben, abgesehen vom Talent, Gesundheit und Energie — warum nicht? Nur eins fehlt Ihnen noch: Sie müssen Leute haben, die ihr Lob ausposaunen, die das Lament schlagen; Leute, die nicht bloß Ihre Bücher leihen, sondern auch kaufen. Mit einem Wort: Sie brauchen noch eine Clique!“

Sie sah ihn verständnislos an.

Er fuhr ernst fort: „Das größte Talent hockt zeltlebens unbekannt in Dachstuben, wenn keine Clique sich seiner annimmt. Die ist ein mächtiger Faktor in unserem künstlerischen Leben.“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ungläubig: „Ich weiß nicht recht, was Sie mit „Clique“ meinen. Aber das weiß ich: was wahrhaft groß und schön ist, das dringt immer durch. Es wäre ja traurig, wenn das nicht so wäre!“

Er zuckte die Achseln. „Viele Talente verschwinden unbekannt, andere, die gar keine Talente sind, werden auf den Schild gehoben. Auch wir müssen uns der Clique beugen — wir wollen leben.“ Er seufzte leicht.

„O — sie wurde rot und biß die Zähne zusammen — „eine falsche Welt! Da möchte ich nicht drin leben. Aber“ — energisch schüttelte sie den Kopf — „so ist es ja doch nicht!“ Sie lachte ihm ins Gesicht: „Sie wollen mir Bange machen! Bange machen gilt nicht! Ich fürchte mich nicht. Ich brauche auch gar keine „Clique“, wie Sie sagen. Ich werde schon durchkommen. Wem meine Sachen nicht gefallen, der braucht sie ja nicht zu lesen.“ Frisch und frei sagte sie es, den Mund ein wenig trotzig aufgeworfen, den Kopf stolz gehoben. Ein herber Duft ging von ihr aus; ein starkes Leuchten brach aus ihren Augen, zog wie Sonnenschein über ihr Gesicht und gab ihm eine reine, fast kindliche Schönheit.

Der Verleger lächelte. „Sie haben Courage! Sie sind wie Jakob Heider, der sagt: „Ich pfeife auf das Publikum, und auf die Kritik —“ na, ich will Ihnen das lieber nicht wiederholen, es ist etwas kräftig. Ein Hauptker!“ Maier lachte wohlgefällig. „Steckt voller Begabung, ist aber arm wie eine Kirchenmaus; nebenbei bemerkt, schenkt er sein letztes Hemd weg, wenn ihn einer darum bittet.“

„Der gefällt mir!“ Sie nickte befriedigt. Und dann sagte sie mit einem tiefen, wohligen Aufatmen: „Ich wußte es ja, daß mich heute ein Glück erwartete! Wann werden Sie mein Buch drucken? Bald, ich bitte Sie, bald! Ich kann es gar nicht erwarten. „Einfache Geschichten“ möchte ich's nennen — ja?“

„Unmöglich!“ Er machte eine Gebärde des Entsetzens. „Kauft ja kein Mensch! Ich werde Ihnen schon einen Titel finden. Uebrigens“ — er legte die Hand schwer auf das Manuskript — „für's Publikum ist das nichts. Sie sind kein Geschäft. Ich verlege das Buch, weil es mich interessiert — schön — aber was meinen Sie wohl, was ich daran verdiente?“

„Nun?“ Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Gar nichts.“

Das Blut schoß ihr zu Kopf; das hatte sie nicht erwartet. „Es giebt doch so viele Menschen, die mir wohlwollen — ich habe Freunde,“ sagte sie stockend.

„Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag,“ fuhr er fort, ganz geschäftsmäßig, ohne ihren Einwand zu beachten.

Sie hörte ihm mit großen Augen, aufmerksam horchend, zu. Er entwickelte ihr die Verlagsbedingungen und sprach vollständig sachlich, ohne jede Spur des vorher gezeigten freundschaftlichen Wohlwollens.

„Also, ich kann Ihnen selbstverständlich kein Honorar zahlen,“ schloß er, „aber ich kontrahiere mit Ihnen auf Reingewinn; die Hälfte Ihnen, die Hälfte mir. Sind Sie einverstanden?“

Sie nickte.

„Alle kaufen sie mein Buch!“ sagte sie zuversichtlich. „Gewiß, es ist mir recht so. Ich bin so sicher, wir werden eine Masse Bücher verkaufen. O, ich bin froh! Wenn das der Onkel noch erlebt hätte, oder der Vater oder mein Mütterchen!“ Es stieg Feucht in ihren Augen auf, aber der Mund lächelte; ihre Gestalt hob sich wie auf Sprungfedern, elastisch, von freudiger Zuversicht geschwellt.

Diese Augen mit ihrem großen, heiteren Blick sahen den Stern schon nah, näher am Horizont, ein herrliches Glanzgebilde, Strahlen werfend rundum. Und der Horizont rosig in Freundengluten getaucht, ein Rosenmeer, den schönsten Morgen verheißend.

Sie stand nicht mehr in dieser düsteren Stube mit den hohen Bücherregalen an den Wänden und dem kalten Pult. Sie hörte nicht das Klappern der Schreibmaschine nebenan und das Räden der Comptoirstühle. In ihrem Inneren sang eine süße Stimme Lieder der Verheißung — zauberische Melodien, die sich ins Ohr stehlen und das Herz wiegen, daß sein Schlag leicht wird.

Es klopfte. Sie schrak zusammen. Maier hatte „herein“ gesagt.

„Ah!“ der Verleger lachte, „lupus in fabula, gerade haben wir von Ihnen gesprochen, Heider! Morgen, Erdmann, was führt Sie denn hierher?“

Der blonde Erdmann errötele wie ein Mädchen; in seinem vertragenen Sommerrock stand er links da. Ein dickes Manuskript hielt er unter den Arm gepreßt; jetzt ließ er's fallen, mit einem dumpfen Knall prallte es auf die Diele, gerade vor Elisabeths Füße. Beschriebene Blätter flogen nach allen Seiten.

„Etwas stürmisch, wie immer!“ Maier gab sich einem Heiterkeitsausbruch hin; es schien, als seit mit den zwei jungen Leuten, die eben eingetreten, eine burschikose Stimmung über ihn gekommen. Man kannte den zugeknöpften Geschäftsmann kaum wieder.

Elisabeth hatte sich gebückt, sie half die verstreuten Blätter auflesen. Nun standen sie und sahen einander an, das heißt Erdmann wagte kein Auge aufzuschlagen, er stand wie geknickt.

Ein schalkhaftes Lächeln huschte über Elisabeths Gesicht, das Grübchen in ihrem Sinn zeigte sich.

Maier stellte sie einander vor. „Eine junge Kollegin,“ sagte er, „verlegt ihr erstes Buch bei mir. Kinder, Ihr müßt nun ein bißchen nett gegen sie sein, verrupft sie nicht gleich zu sehr.“

„Wenn sie was kann, braucht sie keine Bange zu haben.“ Heider zeigte bligende weiße Zähne, das einzig Schöne in seinem brännlichen Gesicht, wenn man nicht den Ausdruck desselben schon nennen wollte, diese offene, jugenhafte Freimütigkeit. Er faßte Elisabeths Hand mit einem kräftigen Druck und schüttelte sie.

„Auf die Kritik pfeife ich; nur auf die, die ich selbst schreibe, nicht. Schreiben Sie was Gutes, Fräulein, sonst, wenn Sie auch noch zehnmal hübscher wären, als Sie sind, verreiße ich Sie fürchterlich!“ Er zeigte die Zähne, als wollte er beißen.

Sie lachte ihm ins Gesicht: „Ich fürchte mich gar nicht, Hunde, die bellen, beißen nicht!“

„Da, Sie haben ihn gleich erkannt, hahaha!“ Maier schlug dem jungen Mann auf die Schulter. „Sehen Sie, Heider, Fräulein Reinharz hats gleich weg, weß' Geistes Kind Sie sind!“ Er wandte sich an Elisabeth: „Sollte man's

glauben, daß dieser wilde Mann ein Tyrker ist, so zart und überfein empfindend, wie die nervöseste Frau?"

Heider wollte aufbrausen, seine schmalen, dunklen Augen bligten, die rabenschwarze aufgestäubte Mähne über der breiten Stirn schien sich noch mehr zu sträuben. „Aber, Herr Meier, den wilden Mann will ich mir meinetwegen gefallen lassen, aber Ihre Kritik meiner Lyrik — —“

„Sei still, Kobes!“ Erdmann zupfte ihn heimlich; er sprach fast ängstlich und schien in Sorge, es mit dem Verleger zu verderben. Die Anwesenheit einer Dame schien ihm auch peinlich, er trat von einem Fuß auf den anderen.

Elisabeth konnte sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren — war der schüchtern! Und einen Teint hatte er wie Milch und Blut, zu zart für einen Mann. An den Schläfen sah man die blauen Adern, über der Nasenwurzel zog sich ein blauer Strich; der Mund war fein und keusch, als hätte nur die Mutter ihn geküßt. Der Hals war ängstlich dünn und der ganze Mensch schien schwach, seine langgeschossenen Gliedmaßen steckten schlottrig in den Kleidern. Sie sah ihn voller Teilnahme an; da traf sie sein Blick, er hatte die scheugelckten Lider aufgeschlagen — waren das Augen! Blau, feuchte, große Dichteraugen mit einem heißen Funken darin. Sie war überrascht. Auf diese Augen war sie nicht vorbereitet gewesen — ein nahezu unheimlicher Kontrast!

Da gefiel ihr der Andere besser. Sie wußte selbst nicht warum, gleich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Er sah so treuherzig aus und that, als hätte er sie schon früher gekannt. Sie kamen ins Plaudern und standen abseits vom Pult.

Erdmann hatte sein Manuskript vor sich hingelegt und schlang die Finger ineinander, daß die Gelenke knackten. Er hatte etwas auf dem Herzen und wand sich wie ein Mal vor dem Verleger.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kunst - Ausstellung der Berliner Secession.

III.

Der erste Eindruck, den man auf einer Ausstellung moderner Malerei empfängt, wird wohl für jeden die außerordentliche Mannigfaltigkeit der künstlerischen Ziele sein, die in den aufgehängten Bildern zu Tage treten. Das Streben nach Originalität beherrscht die Maler, und Anklänge, die sich bei dem einen an das Schaffen des anderen finden, werden ihm sicher zuerst nachgerechnet. Es scheint aber nicht, daß in dieser extremen Betonung der künstlerischen Eigenart gerade ein Zeichen der allgemeinen Stärke des Kunstlebens in unserer Zeit zu erblicken ist; sie deutet im Gegenteil eher darauf hin, daß die Kunst nicht tief in den Bedingungen des modernen Lebens wurzelt, sondern losgelöst von diesen die Bahnen, die ihr in früheren Epochen vorgezeigt waren, erst suchen muß. Der Künstler der großen Zeiten der Kunst wuchs in die Kunstübung hinein als in etwas Selbstverständliches, seine Kunst hatte ihren Platz im Leben, sie stellte bestimmte Anforderungen an ihn, und er übernahm, was die vor ihm Schaffenden erreicht, als ein Pfund, mit dem er weiter in gegebenen Rahmen zu wuchern hatte. Heute fehlt diese Grundlage vollständig. Was der Künstler schaffen will, ist Sache der Reflexion. Gewiß treibt ihn seine Vergabung, aber doch nur ganz im allgemeinen. Es bleibt für ihn die Frage: Wie soll ich malen? und besonders der Zufall: Wie soll ich malen, daß meine Bilder anders ansehen, als die der anderen? Daß jeder Künstler sich vor diese Frage überhaupt gestellt sieht, hat es dahin geführt, daß es heut fast so viele Richtungen giebt als begabte Künstler. Eins darf dabei freilich nicht übersehen werden: Dieses bewußte Streben des modernen Künstlers ist mit einer großen Energie auf rein künstlerische Werte gerichtet. Jeder will mit den Mitteln seiner Kunst und nur mit diesen wirken, das Spekulieren auf außerhalb der Kunst liegende Empfindungen ist dem modernen Maler fremd oder wird ihm, wenn er nachgiebt, als schwerste Sünde angerechnet.

Der Maler will durch Farbe und Zeichnung wirken, er will den Stimmungsgehalt seines Motivs erschöpfen; aber wir haben gesehen, wie verschieden das Gewicht sein kann, das dem einen oder anderen Element seiner Kunst beigelegt wird. Ein Gegenstand zieht sich durch die moderne Malerei hin, in dem sich diese verschiedene Bedeutung der Kunstmittel besonders scharf markiert: zwischen der einfachen Darstellung der Natur und der stilisierenden Dichtung. Auch der naturalistische Maler arbeitet in seinen Bildern längst nicht mehr ohne wohlüberlegte Komposition; im Gegenteil, es ist auch bei ihm Ergebnis sorgfältigster Erwägung, wie sich das Bild dem Rahmen einfügt, wie Linien und Farben über die Fläche zu verteilen sind. Aber der stilisierende Maler geht weiter, bei ihm wird die Komposition der Farbe und insbesondere der Zeichnung zu einem stark mitsprechenden Faktor der Wirkung. Man hat oft

darauf hingewiesen, daß man mit Farben und Linien unmittelbar Empfindungen auszudrücken vermag, und diese Ausdrucksfähigkeit bemerkt der Maler, er läßt die Farben und Linien ihre eigene künstlerische Sprache reden. Selbst in die Landschaft wird dieses Prinzip hineingetragen. Walter Leistikow hat zwei Bilder in der Ausstellung, die es in verschiedenem Grade verwendet zeigen. In seinem „Walde“, in dem gelbrot der abendliche Himmel zwischen den Baumstämmen hindurchleuchtet, sind die Bäume, obwohl das Bild noch naturalistisch gehalten ist, doch so regelmäßig angeordnet, sie stehen so gerade und die Linien fallen so gleichartig steil ab, daß in dieser Gleichförmigkeit der Linien der Eindruck der tiefen Ruhe, der durch die Waldstimmung an sich gegeben ist, noch bedeutend gesteigert wird, und ebenso sind auch die Farben auf den einfachen starken Kontrast zwischen den kühlen, silbrigen Tönen der Baumstämme und den leuchtenden Farben des Himmels zurückgeführt. Weiter noch geht derselbe Künstler in einem anderen Bilde „Bisby“, einer Ruinenstätte in bergigem Lande. Hier sind die Farben noch stärker vereinfacht, auf wenige bestimmte braune, grüne und blaue Töne, deren Komposition offensichtlich nach ihren eigenen Harmoniegesetzen, viel weniger durch die Rücksicht auf die dargestellte Natur gegeben ist. Dann aber ist die Zeichnung direkt in starken Umrisslinien eingetragener, die Ruinen sind mit kräftigen Strichen unrandet, die Baumtronen als gleichförmige Flächen mit festen Grenzlinien gezeichnet, und selbst durch den Himmel ziehen sich, die Wolken andeutend, feste Linien. Man wird zugeben, daß die schwere, melancholische Stimmung auch in dieser Art der Darstellung herausgekommen ist; verständlich aber wird ein solches Bild eigentlich doch nur, wenn man es als eine rein dekorative Arbeit ansieht, die vollkommen fertig erst in ihrer Ausführung als Wandschmuck, als Gobelin etwa, wird, für den eine die Flächen klar gegen einander abgrenzende Zeichnung aus technischen Gründen notwendig ist. So weit wie Leistikow in diesem Bilde gehen nur wenige der modernen Landschaftler. Aber in Liebermann, Dill und Leistikow scheinen mir die Endpunkte aufgezeigt, zwischen denen die moderne Landschaftsmalerei sich bewegt; und es ist Sache der individuellen Veranlagung, zu welchem es den Künstler mehr treibt.

Das Bestreben, kräftiger in die Farbe zu gehen, beherrscht nach einer Periode der „Graumalerei“ die Maler unserer Tage fast allgemein. Wir sahen, auch in Liebermanns letzten Bildern kommt dies zum Ausdruck. Die Worpssweder, von denen einige in der Ausstellung vertreten sind, suchen die saftigeren Farben in dem Moorlande, in dem sie sich festgesetzt haben. Es will aber scheinen, daß in ihrer Entwicklung ein Stillstand eingetreten ist, nur Hans am Ende ist mit einem kraftvollen Bilde — eine weite, hügelige Ebene mit reifen Kornfeldern — vertreten. Auch das ist des öfteren erwähnt, daß der Abend mit seinen tieferen Tönen viele Maler stärker anzieht als das volle Licht des Tages. In Werno Weders „Florentiner Villa“, die ganz in dunklen, grünen und bläulichen Tönen gehalten ist, tritt diese Tendenz besonders charakteristisch auf. Sehr beachtenswert ist auch der Versuch Paul Schulye-Raumburgs, in der „Burg Plauen“ eine weite Ueberflucht mit wechselnden Motiven, nicht nur den kleinen Ausschnitt aus der Natur zu geben: im Mittelgrunde die Burg, davor am Fuße der niedrigen Felsen ein Dorf, zu dem eine schwere steinerne Brücke führt. Im Hintergrunde liegt das weite Bergland, durch das der im Hellen liegende Weg sich hinschlängelt. Der Himmel ist bewölkt, unruhige Lichter gleiten über das Land. Das Ganze ist in Tempera etwas schwerer, aber kraftvoll gemalt.

In der Interieurmalerei gestaltete sich das künstlerische Problem natürlich etwas anders als in der Darstellung der freien Natur. Gewiß gilt auch hier das Licht- und Luftproblem, von der die Landschaftsmalerei ausging, aber es ist nicht möglich, bei der Nähe, in der Menschen und Dinge im Interieur vor uns stehen, dieselbe summarische Art der Behandlung anzuwenden wie dort. Die charakteristische Darstellung der Figuren, die Durchbildung der Zeichnung wird ein wesentlicher Teil der künstlerischen Aufgabe. Der Begriff Zeichnung gilt hier im weitesten Sinne; einen Kopf zeichnen heißt dann nicht nur, seine Konturen richtig angeben, sondern auch die Innenfläche in ihrer körperlichen Erscheinung durchbilden, ihn so geben, daß man durch die auch in ihrer Eigenart gekennzeichnete Haut das feste Knochengerißt gleichsam hindurchfühlt, daß jede Fläche in ihrer besonderen Belichtung erscheint.

Daß auch für die Interieurmalerei das Licht- und Luftproblem besteht, dafür mag Ludwig Dettmanns „Crypta“ als ganz ausgezeichnetes Beispiel dienen. Man sieht in das enge Gemach, dessen gewölbte Decke von Spitzbogen getragen wird. Altar und Wände sind wie überfät mit all dem goldenen und farbigen Gerät. Nur die Kerzen auf dem Altartisch geben dem Raum ihr zartes, feierliches Licht, in zitternden Wellen bewegt es sich durch den Raum, streicht an den Wänden, an den Spitzbogen hinauf, über den Boden und über die Tische hin; ihr Schein verflucht bald und verliert sich mächtig. Dieser Kampf des Kerzenlichts mit dem Dunkel ist wundervoll zart herausgebracht. Dettmann ist nie vorher etwas so Gutes gelungen. Auch sein anderes Bild, ein Abendmahl in einer protestantischen Kirche im hellen Tageslicht, ist, wenigleich dem Gegenstand entsprechend kühl und nüchtern, eine tüchtige Arbeit. Bekannt ist bei ihm die Art des landschaftlichen Bildes — zwei Liebende, die einander eng umschlungen haltend bei sinkendem Abend den einsamen Pfad zwischen Kornfeldern wandeln.

Max Liebovitz ist unter den jüngeren der bedeutendste Maler im eigentlichen Sinne dieses Wortes. Eine außerordentlich starke Farbenphantasie lebt in ihm, in seinen Bildern kündigt sich eine jubelnde Farbenfreude und ein Sinn für Harmonien, der auch die in der Farbenkala am weitesten von einander entfernten Töne zu einem Ganzen zu bändigen vermag. Kein toter Fleck ist in ihnen, jeder steht in enger Beziehung zu der farblichen Idee des Ganzen, hebt ihn durch Steigerung oder Kontrast. Die malerische Erscheinung ist ihm alles; es fällt fast gar nicht störend auf, daß seine Bilder zeichnerisch oft nicht auf derselben Höhe stehen. Und so lebendig ist seine Farbenphantasie, daß die Bilder in großem Zuge unbekümmert und sicher heruntergemalt sind.

Slevoigts Hauptbild in der Seceffion ist ein Triptychon vom „Verlorenen Sohn“. Es sind die alten Motive, in der Mitte der Heimkehrende, rechts und links der Prasser und der Niederbeugte. Aber die Durchführung ist völlig eigenartig. Ein sprühendes Farbenbouquet aus Gold, Rot und Blaugrün ist das Bild links: Der junge Bursch sitzt in tollem Jubel mit Dirnen in einem phantastisch ausgestatteten Gemach, aus roten Lampions fällt ein ungewisses Licht über die Scene. In den Farben liegt das ganze Leben dieser Scene; kaum sind die Konturen geschlossen, wenn auch die Bewegung charakteristisch gegeben ist. Ein Gegenstück, ganz in einem trüben, bräunlich grünen Ton gehalten, ist das andere Seitenbild. Zusammengelauert, fast nackt sitzt der Verlassene in einem Stall, den tief gesenkten Kopf hält die auf die Knie gestützte Linke, die Rechte hängt schlaff herab. Man fühlt, wie kampfhafte Schluchzen den Körper erschüttert — ein aus Herz greifendes Bild des Elends. Und in dem Mittelbilde schleicht der Verlorene ins Zimmer des Vaters, zum Stellet abgemagert, halb vertiert, mit zitternden Knien, wie ein getretener Hund. Ein nicht zu beschreibender Ausdruck von Untervürdigkeit, Angst und Flehen um Hilfe liegt in dem Gesicht, in dem halb geöffneten Mund, in den starr auf den Vater gerichteten Augen, in der abwehrenden und zugleich beschwörenden Geste der Rechten. Der Alte saß mit dem jüngeren Sohn am Tische, jetzt ist er herumgedreht und hebt mit dem Ausdruck des Entsetzens die Hände. . . . Das Gemach ist reich ausgestattet und enthält eine Fülle farblich reizvoller Details.

Es ist merkwürdig, — und man bemerkt es besonders deutlich, wenn man das Bild aus einiger Entfernung sieht, — wie aus diesen starken Farbenkontrasten der drei Bilder ein einheitlicher Farbenton, etwa ein Orangegrün, herausspringt, der wie die Ober- töne bei einem vollen Klange mitklingt und ihnen den Gefühls- charakter giebt. Das ist jene höchst entwickelte Form der Farben- harmonie, die das Bild nicht von vornherein in einem bestimmten Ton anlegt, und sich in der Scala nicht weit von ihm entfernt, sondern aus der Fülle scheinbar von einander unabhängiger Farben- elemente die Einheit erzwingt. —

Meines Heuileton.

u. **Vaccinen und Alkohol.** Die Alkoholgegner haben ein neues Argument für ihre Enthaltenslehre bekommen. Wie nämlich schon bisher bei einer ganzen Reihe von Krankheiten die Alkoholisten weniger Aussicht auf Genesung besitzen, so hat sich neuerdings auch herausgestellt, daß sie weniger widerstandsfähig gegen Vaccinen sind, als Nichtkonsumenten des Alkohols. Es wurden — natürlich nicht an Menschen, sondern an Kaninchen — eingehende Versuche gemacht, ob Alkoholgenuß die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Komma-bacillen beeinflusst, und eventuell nach welcher Richtung hin. Das Resultat ist, daß die Tiere nach vorheriger, nicht etwa übermäßig großer, sondern sich sonst in den Grenzen des leicht Erträglichen haltender Alkoholfuhr durch viel geringere Mengen von Komma-bacillen zu Grunde gehen, als Tiere im nüchternen Zustand. Es wurde auch schon die Ursache der Erscheinung aufgestellt; sie ist dadurch gegeben, daß infolge großer Vermehrung des im Blute befindlichen Fettes das Blut viel von seiner ursprünglich vorhandenen bakterientötenden Kraft verliert. Dies tritt übrigens nicht nur infolge chronischen Alkoholgenußes ein, sondern auch nach Morphium- und Aethergenuß. —

— **Woher stammt der Ausdruck „Wissenschaftlichkeit“?** Darüber giebt Kuyman in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ folgenden humorvollen Ausspruch: Das Pfeifenrauchen erzeugte in Heidelberg auch einen besonderen Handelszweig, den Wiesenhandel. Die Pfeifen wurden durch sogenannte Wiesen gereinigt; das waren die langen, steifen Halme einer hohen Grasart, die auf den Vergabeln um Heidelberg in Menge wuchs. Den Handel damit betrieb ein Mensch von kretinenhaftem Aussehen, aber spekulierendem Sinn. Er sammelte und trocknete die Halme, band sie zu Bündeln und verkaufte sie den Pfeiferauchern. Er reiste sogar mit seiner Ware und war auf vielen Universitäten als Heidelberger „Wiesenbub“ bekannt. Da er sich beschränkter stellte, als er war, galt er bei den Studenten als das Urbild geistiger Beschränktheit, und man nannte „Wiesenwahrheiten“ solche, die sogar der „Wiesenbub“ verstand. „Der Ausdruck“, sagt Kuyman, „ist aus der Studentensprache in die Schriftsprache übergegangen, seine Herkunft dürfte vergessen sein.“ —

— **Frühzeitige Raucher.** Der „Promethens“ berichtet nach einer französischen Zeitschrift, daß der Reisende Désiré Charney 1880 auf einer wissenschaftlichen Reise durch Mexiko und Central-Amerika

im Staate Tabasco die Gastfreundschaft einer Familie genoß, in der nicht nur Mann und Frau unaufhörlich rauchten, sondern auch die fünf Kinder, darunter zwei Mädchen im Alter von drei bis fünf Jahren, mit großen Cigarren im Munde erschienen. Der Vater versicherte dem erstaunten Reisenden, daß ihnen das nicht schade, und andere Reisende erzählten, daß in mexikanischen Schulen fähige Schüler von ihren Lehrern mit Cigarren belohnt werden. In Paraguay sah Forques 1892 Männer, Frauen und Kinder qualmen; fünf bis sechs Jahre alte Kinder hatten 20 cm lange Stimmröhrchen im Munde. Nach der Ansicht dieses Forschers wird durch den Tabakgenuß das ganze Volk dieses Landes ruiniert, er sah eine reitende Frau, die ihren schreienden Säugling zu beruhigen versuchte, indem sie ihm ihre Cigarre zwischen die Lippen steckte. Was aber in Paraguay als Ausnahme vorkommt, bildet in Laos die Regel. Die jungen Laos, die bis zum dritten und vierten Lebensjahre gesäugt werden, schwelgen abwechselnd in Muttermilch und Tabakrauch, sie verstanden alle Augenblicke die Pfeife mit der Mutterbrust, wie Henry Moufot beobachtete. Technisches berichtete der Schiffsleutnant Neelus aus Darien: die Säuglinge wechselten zwischen Mutterbrust und Cigarre. „Die Frauen Dariens und ihre Kinder“, sagt Neelus, „treiben mit dem Tabak Mißbrauch und haben die seltsame Manier, in der Weise zu rauchen, daß sie das angezündete Ende der Cigarre im Munde halten. Diese Damen behaupten, daß sie nur in solcher Gebrauchsform am Tabak Schaden finden können, aber es gehört eine gewisse Übung dazu, sich dabei nicht zu verbrennen.“ —

Kulturgegeschichtliches.

g. **Märkische Brautkunst.** Die Märker waren von jeher als ebenso gute Brauer wie Trinker bekannt. Wußten die alten Benden schon aus dem Honig der wilden Bienen einen Met zu bereiten, der auch den deutschen Eroberern trefflich mundete, so erfreuten die märkischen Bräus des Mittelalters sich sogar hohen Ruhms. Weit geschätzt waren die Biere der Altmark, allen voran das von Gardelegen, die „Garley“, der Salzweleber „Sotlman“, das Krüger „Fried und Einigkeit“ und „Nord und Lothschlag“, die Ranener „Zigenille“, der Voigtburger „Weiß den Kerl“ und der Tangermünder „Ruhstchwanz“. Von den Namen sagt ein alter Schriftsteller, daß sie „beim Fliegengott vollkommen lächerlich sind, den Schlemmern und Demmern aber doch so angenehm klingen, daß sie bei Nennung derselben die Sirenen zu hören vermeinen und anfangen zu dürsten“. Von der Garley rühmt Matthias Merian († 1651), daß sie „herzlich und gesund sei, auch von verständigen Medicis dem Weine vorgezogen werde“. Ein lateinischer Dichter aber schwärmt Gardelegen an: „Sage, wer möchte nicht in dir leben, o Stadt, die du übertrümpst von so lieblichem Getränk? Alles was man zum Leben gebraucht, fließt reichlich dir zu, ob deines Bieres nektarischer Kraft.“ Als die Krone aller Biere galt indessen das Bernauer, dem ein Poet 26 Verse widmete und von dem er singt: „Dich muß billig jeder loben, — O du edler Nektarfaß, — Denn durch deine Wunderproben — Wird verdoppelt Geist und Kraft. — Mancher war vor zwanzig Jahren — Schon nach Robis-Krug gefahren, — Hät' er dich nicht brav geleidet, — Und den Tod so abgepredet.“ „Robis-Krug“ ist das Gasthaus der Unterwelt. Weibbier wurde nach den Urkunden in Berlin bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts gebraut. Als die Neugüts einwanderten, erfuhr die hülfe Blonde eine unerwartete Veredelung. Die Franzosen schufen aus ihr die „Champagner-Weiße“. Zu Ende des 17. Jahrhunderts war die Weiße in Berlin schon Nationalgetränk und die Weibbierbrauer mußten 4 Nthl. über die gewöhnlichen Bierzölle entrichten. Ein lateinisches Distichon des 16. Jahrhunderts aber lautet in der Uebersetzung:

Wenn auf hohem Ohm die seeligen Götter mal kneipten,
Glaubt mir, Jupiter selbst setzt ihnen Weibbier vor.“

Im 18. Jahrhundert war das Potsdamer Bräu berühmte, besonders das „Königsbier“ und das „Vroihan“. Bedmann nennt als bestes Potsdamer Bier das „Wormstädter“, von dem das Städtchen nach seiner Angabe pro anno 3500 Tonnen vertrank. —

Völkerkunde.

c. **Musik und Tanz bei den Eingeborenen auf Bonape.** In dem soeben erschienenen Heft des Journal of the Anthropological Institute of Great Britain veröffentlicht J. W. Christian eine eingehende Arbeit über die Bevölkerung der Karolinen-Inseln, aus dem folgenden über Musik und Tanz auf Bonape von besonderem Interesse ist: Wie alle Eingeborenen der Karolinen lieben auch die Bewohner von Bonape besonders die Musik, und eine Ladung Gitarren und Ziehharmonikas würde bei ihnen reisenden Absatz finden. Als Signal zum Krieg oder zur Versammlung brauchen sie die Muscheltrumpete („Cham“), wie die alten Mexikaner das Atlatl. Dicht am zugepflügten Ende der Muschel ist ein kreisrundes Loch eingebohrt. Einige sind sehr groß und werden oft unter den Grundsteinen von alten Häusern aufgefunden. Eine viel gebrauchte Flöte wird von den Eingeborenen aus Schilfrohr oder Bambus gemacht. Sie mißt nicht ganz einen Fuß und ist an einem Ende durch einen Stöpsel von Blättern verschlossen, und am Mundstück sind sechs Löcher eingebohrt. Es ist aber keine Nasenflöte, wie sie auf Formosa oder Samoa gebräuchlich ist. Weiter benutzen die Eingeborenen auf Bonape Trommeln, die aus Holz gefertigt werden. Ein Exemplar, das sich jetzt im Britischen Museum befindet, ist ungefähr 5 Fuß hoch und hat genau eine Gestalt wie ein ungeheuer großer aufrechtstehender Würfelbecher. Ueber die

Deffnung der Trommel war die Haut der Stachelrothe gespannt. Sie wurde bei festlichen Gelegenheiten mit einem Stod von Hibiscus-Holz geislagen. Der spanische Chronist Periero beschreibet noch eine kleinere Trommelart, die er im Distrikt Rot gesehen hat. Diese wird mit Fischblasen überzogen, die am Tage des Festes frisch herbeigeschafft werden. Als Ornament hat sie vieredige Zeichen, und außerdem ist sie in verschiedenen Farben, namentlich rot und schwarz bemalt. Ist das Fest vorüber, so nehmen die Eingeborenen die Haut fort und spannen beim nächsten Mal andere auf, denn die Blasen springen leicht und müssen fortwährend erneuert werden. Sehr beliebt ist auf Ponape auch die Ziehharmonika und die moderne Maultrommel, wie sie auf Somoa existiert, aber die modernen haben das alte Instrument verdrängt. Von Tänzen existieren in Ponape zwei Arten: Der eine Tanz wird von den Männern allein stehend ausgeführt, der andere von Frauen und Männern zusammen im Sigen und er besteht in graziosen Bewegungen der Hand, der Handgelenke und der Arme. Die Tänzer legen immer ihre Feiertagskleidung an und salben den Körper mit Fisch- oder Kokusöl. Die Männer tragen helle, gelbe kurze Röcke, die Köpfe sind mit Blumen-Quirlen oder Kränzen von grünem Kamkraut geschmückt, Nacken und Arme sind reich behängt mit Gewinden von frischen Kokusmilchblättern; und auf den Fingern jeder Hand tragen sie eine Art Ring, gewöhnlich aus den Rippen von Kokusmilchblättern gebildet. Diese rufen beim Schütteln eine Art von harmonischem Rauschen hervor, das sie „anichinich“ nennen. Einige Chöre haben einen schönen tiefen sonoren Glodenklang, wie die der Marquesas-Inselbewohner. Eine Anzahl von Worten, die in den Gesängen auf Jap und Ponape gebraucht werden, sind von der Umgangssprache ganz verschieden und waren auch für Christian, der die Sprache von Ponape in Wort und Schrift völlig beherrschte, ganz unverständlich. Viele der Heldensagen sind wohl von den Marschall-Inseln und von Jap in die Gefänge von Ponape eingedrungen. Die Klagegesänge bei Begräbnissen werden auf Ponape sehr feierlich und unheimlich gehalten.

Geographisches.

— In Island hat der Geologe Dr. Thorodson, wie der „Zelt. Ztg.“ geschrieben wird, kürzlich eine Reihe Untersuchungen abgeschlossen, die sich über 17 Jahre erstreckten und zum erstenmal eine vollständige Topographie und Geographie von Island geben. Vor 1882 kamte man nur etwa vier Fünftel der Insel, nur 25 Gletscher waren untersucht, und große unbewohnte Lavawüsten waren von einem menschlichen Fuß noch nie betreten worden. Jetzt sind 112 Gletscher untersucht, und die bisher unbekanntem Grenzen des ewigen Schnees sind festgestellt. Auch die geologischen Verhältnisse Islands hat Dr. Thorodson studiert. Betreffs der vulkanischen Phänomene kommt er zu ganz neuen Resultaten. Er hat alte isländische Manuscripte untersucht und wird das Ergebnis seiner Forschungen in verschiedenen geographischen Zeitschriften veröffentlichen.

Physiologisches.

ie. Tod durch Blitzschlag. Es ist leider durchaus nicht selten, daß Menschen und Tiere von einem Blitze tödlich getroffen werden, aber trotzdem giebt beinahe jeder derartige Unglücksfall ein Räthsel auf, da die Erscheinungen jedesmal andere sind. Ein neues merkwürdiges Beispiel berichtet ein englischer Arzt im „Lancet“ von zwei Brüdern, die er Seite an Seite tot auf der Landstraße fand. Der Sitz des Wagens, auf dem sie gesessen hatten, lag noch unter ihnen, der Tambour, der ebenfalls mitgerissen war, über ihren Köpfen. An dem älteren der Brüder, einem jungen Manne von 28 Jahren, war nicht die geringste Spur einer Verletzung erkennbar, desto mehr dagegen an dem jüngeren. Dessen Haut war über der Brust und dem Leibe vom Hals bis zu den Knien verbrannt, aber nicht fortlaufend, sondern in einer Anzahl kreisförmiger Löcher von 1/8 bis 1/4 Zoll Durchmesser. Der metallene Krageknopf war geschmolzen und unter ihm die Haut tief eingegraben. Ein Geruch nach verbranntem Fleisch war auf der ganzen Breite der Straße bemerkbar. Der Rücken vom Halse abwärts war ebenfalls verbrannt, aber minder stark als die Vorderseite. Die Jacke und das Hemd waren verlohrt, die Weste und der Leberrock aber unverletzt. In die wollenen Unterkleider war nur auf dem Rücken ein Loch eingebrannt. Andere Beschädigungen waren nicht bemerkbar, auch war nichts an den Kleidern zerrissen. Unmittelbar Stunden nach dem Tode war noch keine Leichenstarre eingetreten. Die Taschenuhr des jüngeren war noch in gutem Gange und schien wunderbarerweise auch nicht vom Blitze magnetisirt zu sein, da sie die Zeit ganz richtig angab. Das winzige Menschen-Rüstwerk hatte also die Gewalt des Blitzes besser ausgehalten als der Mensch selbst. Der Weg des Blitzes, auf dem der jüngere gesessen hatte, war außen verbrannt, aber der hölzerne Sitz darunter war unverletzt. An der Rücklehne des Wagens war die Farbe etwas verengt unmittelbar hinter dem Blitze des einen der Insassen, sonst wies das Gefährt nicht die geringste Blitzspur auf. Das Pferd endlich war ganz unverletzt geblieben und war allein mit dem Wagen nach Hause getrabt. Auch auf dem Wege waren Spuren des Blitzschlages nicht zu bemerken.

Aus dem Tierleben.

— Ein Zug wandernder Ameisen. Der „Mouvement Géographique“ entnimmt dem Tagebuch von P. de Vos, Missionar

in Simenza unweit vom Stanley Pool im Kongostaale, eine Mittheilung über die Länge eines Zuges wandernder Ameisen. Es heißt da: „Wissen Sie, wieviel Zeit ein Stamm wandernder Ameisen braucht, um vorbei zu marschieren? — Am Mittwoch früh 7 Uhr zog ein Stamm dieser Insekten quer über einen Auenweg auf der Missionsstation, am Donnerstag zur selben Stunde dauerte der Zug noch an und heute (Freitag) um 10 Uhr vormittags marschieren die Ameisen noch immer. Ich habe versucht, festzustellen, wie viele in der Minute vorüberzogen, jedoch ohne Erfolg; so groß war ihre Zahl und Schnelligkeit. Sodann noch einige interessante Einzelheiten: Während die kleinen Tiere, die Arbeiter, mit trockenen Blattstücken, Holzstückchen u. dgl. bepackt marschirten, bildeten die größeren, mit Kiefern versehenen Soldaten als Posten eine Kede längs des Zuges der anderen und bauten an freiliegenden Stellen mit ihren Leibern eine Art Gewölbe für die Arbeiter.“ — („Prometheus“.)

Technisches.

— Mit der drahtlosen Telegraphie stellen einige Straßburger Gelehrte in Kuzhava seit einiger Zeit Versuche an, die, nach einem Bericht des „Kuzh. Tagebl.“ bis jetzt schöne Erfolge gehabt haben. Kürzlich wurden zum erstenmal vor einem größeren Publikum wirkliche Depeschen mit Professor Brauns Telegraphie — so nennt sich die Erfindung — vom Leuchtturm Kuzhava nach Kugelbaale befördert, die in ganz derselben Weise aus dem Nehmer-Apparat hervorgingen, wie dies bei den gewöhnlichen Telegraphen der Fall ist. Cantor, Privatdozent an der Universität Straßburg, der die Versuche leitete, hatte, obgleich er bei seinen bisherigen Experimenten schon sehr viel größere Entfernungen bewältigte, die Strecke Leuchtturm-Kugelbaale deshalb gewählt, weil sie den Teilnehmern an dem Versuche auf bequeme Weise Gelegenheit gab, sowohl von der Geber- als auch von der Nehmerstation Einsicht zu nehmen. Die vier in der Ebmündung verankerten Leuchtschiffe sollen die schon seit Jahren erwünschte telegraphische Verbindung mittels der Professor Braunschen Telegraphie erhalten.

Humoristisches.

— Ein Elender. Maud: „Did hat mir gestern einen Heiratsantrag gemacht.“
Ella: „Aun? Was sagtest Du?“
Maud: „Ich sagte ihm, er thäte besser, mit Mama zu reden, und was denkst Du, was der Elende da gesagt hat?“
Ella: „Aun?“
Maud: „Das hätt' er bereits gethan, sie hätt' ihn aber nicht gemocht.“ —
— Wohl überlegt. A.: „Warum hast Du Deine Frau aus einer so tüchtereichen Familie gewählt?“
B.: „Das liegt doch auf platter Hand; mit einer Achtele-Schwiegermutter wird man doch leichter fertig als mit einer ganzen!“ —
— Woshaft. Adeliger Dichterling: „Meine Ahnen haben auch alle gedichtet.“
Herr: „Da führen Sie wohl einen — Papierkorb im Wappen?“ —

Notizen.

— Gabriele d'Annunzio will für Mascagni ein Operlibretto schreiben, dessen Stoff er dem „Majenden Roland“ des Ariost entnehmen wird. —
c. Vor einiger Zeit wurde in Moskau der Gedanke erwogen, auch dort medizinische Frauenlurie nach der Art der Petersburger einzurichten. Wie russische Zeitungen nun melden, hat man bereits die Erlaubnis erhalten, Mittel für dieses Unternehmen zu sammeln. Es wird in Moskau jedenfalls leicht gelingen, das nötige Geld zusammenzubringen, da auch für die Petersburger Kurse die meisten Gelder aus Moskau kamen. —
— In Koblenz sind nach dem Korrespondenzblatt d. westf. Zeitschr.“ in den letzten Wochen bei Ausschachtungen eine ganze Anzahl römischer Meilensteine gefunden worden, die für die Geschichte der römischen Heerstraße im Rheinthale von Wichtigkeit sind. —
— Der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin hat, wie der „Voff. Ztg.“ aus Stockholm geschrieben wird, seine neue Reise nach Centralasien angetreten. Sie geht nach Ostturkestan und dem nördlichen Tibet. Hedin will abermals eine Wüstenreise ansfahren, ferner das ostturkestanische Stromsystem studieren, sowie das Lob-Norgebiet besuchen. —
— Die Japaner haben am 15. Mai eine der interessantesten Kleinbahnen dem Betrieb übergeben, die in Asien überhaupt besteht. Die Strecke beträgt nur sechs deutsche Meilen, fährt von Fukuishima nach Yonezawa, erstigt aber auf diesem kurzen Wege ein Hügelland der schroffsten Formation und erreicht mit ihrer höchsten Schiene eine Höhe von 3000 Fuß, die sie mittels 19 aus dem Felsen herausgehauenen Tunnels erkant, deren längster 1010 Yards mißt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 2. Juli.